

Herrliche Zeiten /

Ein Film und was man dabei empfinden könnte

Wenn man an Günter Neumann denkt, erinnert man sich einiger kabarettistischer Großstädte, die nach dem Kriege geschahen, und so ließ sein Name aufhorchen, als es hieß, er habe — aus dem riesigen Zelloidkorb der ersten Jahrhunderthälfte — ein mixtum compositum gemacht, das er „Herrliche Zeiten“ nannte.

Diese „Herrlichen Zeiten“ sind nun angebrochen, und zwar in einer Reihe von Lichtspielhäusern Westdeutschlands, und man kann sich Rechenschaft darüber geben, ob das Werk hielt, was Neumanns Name versprach. Nun, man erlebt — wenn man mit einer allgemeinen Redewendung sprechen darf — eine angenehme Enttäuschung. Angenehm ist die Sache insoffern, als ein Mensch mit zarten Nerven, diesen filmischen Hacke-Peter ohne weiteres verdauen kann, eine Enttäuschung ist es, weil man mehr, und etwas anderes erwartet hatte. Man muß die Sache genau untersuchen.

Zunächst ist es einmal grundsätzlich wichtig zu fragen, was der Film eigentlich will. Er will, durch den Mund des „normalen Deutschen“, oder auch typischen Deutschen, August Schulze (Willi Fritsch) zeigen, daß es immer anders kam, als man prophezeit hatte. Daß Wilhelm II., der uns „herrlichen Zeiten“ entgegenführten wollte, irrte. Und daß unzählige andere irrten, so Hindenburg und mancherlei Potentaten, und auch der kleine Mann, der allerdings nur das nachbetete, was die „Großen“ ihm vorgebetet hatten. Der kleine Mann (der August Schulze) war es auch, dazu auch der mittlere und der obere, der (wenn auch mit innerem Unbehagen) akzeptierte, daß mit dem Jahre 33 etwas Tausendjähriges angebrochen sei. Der Film nun läßt der stereotypen Wiederholung aus August Schulzes Munde: „Sie werden schon sehen!“ oder „Erinnern Sie sich meiner Worte!“ jeweils das konträre Faktum folgen. Wilhelms II. herrliche Zeiten wurden üble Zeiten und Hitlers „ewiges“ Zeitalter endete in Blut und Ruin. Der Film zeigt in periodischen Abständen den Reichstagsfries „Dem deutschen Volke“, zuletzt nach der Schlacht von Berlin.

Na, immerhin könnte der (mit uns) übriggebliebene August Schulze sagen: „Die Worte sind wenigstens gerettet (Faust: „Im ganzen,

haltet euch an Worte“). Es hätte noch schlimmer kommen können“ und — nach einem asthmatischen Hüsterchen —: „Wir werden schon wieder hochkommen. Sind ja tüchtige Leute. Sie werden schon noch sehen! Erinnern Sie sich meiner Worte!“

Dies „Erinnern Sie sich meiner Worte!“ ist in seiner diskret-bornierten, ewigen Wiederholung aus dem Munde August Schulzes einer der absoluten Pluspunkte dieses Films. Hier wird dem Publikum eine beruhigend-betäubende Formel so oft und so „harmlos“ ins Ohr geschoben, daß sie ihn, wenn er nur ein wenig Grips hat, auf die Dauer gründlich desillusionieren muß. Alle Prophezeiungen, die die herrschende Schicht während beider Weltkriege in Deutschland machte, waren falsch. (Was in keiner Weise heißen will, daß man in Schichten, die das Debakel zweimal überstanden, das Prophezeien bereits verlernt hätte.) Im Gegenteil, man denke nur an die Generale, die nach beiden Kriegen in dicken Büchern behaupteten, daß der Krieg gewonnen worden wäre, wenn man nur auf sie gehört hätte! Und die heute bereits wieder Ratschläge geben, wie man Kriege morgen gewinnen kann! „Sie werden schon sehen!“ und „Erinnern Sie sich meiner Worte!“ Oh, sie würden auch den dritten Krieg noch verarzten, nachdem sie den letzten in einem taktvollen Dauerschlaf vergessen haben. Wie wäre es sonst möglich, daß sie à la manière des „frisch-fröhlichen Krieges“ von 1914 heute noch und wieder Redewendungen brauchen wie „wir von der Frontgenera-

tion“ (und die Front im Luftschutzkeller des Altersheims?) oder „Wir sind es, die die Haut hinhalten müssen“ (und das Kind im Mutterleibe, das im Luftbombardement in die Luft flog?)...

August Schulze ist ein liebenswerter Mann, aber wehe, wenn er Feldherren sieht, die sich durch zwei vioreirene Kriege disempfohlen haben und nun zum drittenmal empfehlen. Schon das Faktum, daß sie fünfzehnjährigen Knaben noch Panzerfäuste in die Hand drückten, „genügt“ ihm. Er macht auch ein sonderbares Gesicht zu der Haltung, daß ein Generalfeldmarschall Schörner Nordkoreaner gegen ihre Brüder Südkoreaner zum Blutbad führen soll. In Korea trennen ein sauberer gerader Breitengrad die Brüder, in Deutschland — so meint August Krause — ist es zum Unterschied ein eiserner Vorhang. Still, lieber August Schulze, „Sie werden schon sehen! Haben Sie doch Vertrauen! Erinnern Sie sich meiner Worte!“

Der Film „Herrliche Zeiten“ hat das Verdienst, die Gespenster der jüngsten Vergangenheit heraufzuzitieren, damit man sie nicht vergißt. Die Enttäuschung, von der eingangs gesprochen wurde, bezieht sich darauf, daß das Unternehmen nicht konsequent durchgeführt wurde. Zuviel Gags, zuviel Harold Lloyd, zuviel „bunte Bühne“ ist drin (wahrscheinlich um die bittere Frucht zu versüßen). Ja, lieber Günter Neumann, da beginnt ein Konformismus, der das so gut begonnene Werk die Kurve nach unten nehmen läßt. Das Bittere häuft sich nicht an zu Tränen, die fließen sollten, sondern es wird langsam erträglich (da retten selbst so ausgezeichnete Montagen wie „Hitlers schaumbedeckter Mund krepiert im Schützengraben“ den Film nicht mehr vor dem Vorwurf, er wolle mit dem Geschehen fast aussöhnen), und da wirkt der Schluß, die kindliche Flaggenapotheose, nur noch gutgemeint, doch ungekenn und flach.

Sollten auch an diesem Film unberufene Köche den Brei verdorben haben — etwa um ihn „verkäuflicher“ zu machen? Schade dann um den guten Wurf. Das, was die „herrlichen Zeiten“ ad absurdum führen sollte, tat es durch die Unentschiedenheit der Dramaturgie nur in beschränktem Maße.

Hans Schaarwächter